

Neue Form von Kirche

Um Menschen in ihren Lebensbezügen anzusprechen, darf die Kirche nicht mehr nur auf die Ortsgemeinden setzen: „Es entspricht ja nicht theologischer Einsicht, dass man Gemeinde nach Wohnort und Straßennamen definieren muss“, sagt die Kieler Expertin für Kirchentheorie, Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong. Nötig seien vielmehr neue, flexible Formen des Kircheseins, um inhaltliches Profil zu entwickeln.

Zur Person Dr. Uta Pohl-Patalong (46) ist seit 2007 Professorin für Praktische Theologie mit den Schwerpunkten Homiletik und Kirchentheorie an der Theologischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität in Kiel. Nach ihrem Theologiestudium in Kiel, Heidelberg, Jerusalem und München wurde sie in München promoviert und habilitierte sich in Bonn. Danach war sie Studienleiterin an der Evangelischen Akademie Nordelbien, Vertretungsprofessorin an den Universitäten Jena und Kiel sowie Heisenberg-Stipendiatin der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

DER KIRCHENTAG – DAS MAGAZIN:

In vielen Analysen zur jüngsten Entwicklung der Kirchen erscheinen diese als Teil einer Verfallsgeschichte: Mitgliederschwund, Bedeutungsverlust, Finanzkrise lauten einige Stichworte. Sie sind als Professorin auch Expertin für Kirchentheorie: Welche Kirche brauchen wir denn heute?

PROF. DR. UTA POHL-PATALONG:

Wir brauchen zunächst einmal eine Kirche, die sich der Situation stellt, die Sie gezeichnet haben. Dabei darf sie sich nicht in Krisendiagnosen verlieren, sondern sollte das Spannende und Interessante darin wahrnehmen. Wir hätten uns ja vor zwanzig, dreißig Jahren gar nicht träumen lassen, wie stark Religion wieder gesellschaftlich thematisiert wird, wie viele Menschen religiös interessiert sind und wie präsent das Thema in den Medien ist.

Man könnte allerdings sagen, Religion boomt, ohne dass die Kirche davon profitiert.

Die Kirche profitiert nicht ohne weiteres von diesem Trend, aber die gesellschaftliche Entwicklung bietet einen Nährboden für neue Chancen auch der Kirche. Die Spätmoderne ist wesentlich religionsproduktiver als die klassische Moderne. Bis in die Achtzigerjahre hinein haben

wir noch gedacht, dass die Religion mit der Moderne schwindet – die klassische Säkularisierungsthese. Mittlerweile zeigt sich, dass diese These nicht zu halten ist.

Warum wird das religiöse Suchen so wenig an die christlichen Kirchen adressiert?

Wir sind hierzulande gewohnt, die Kirche als öffentliche Einrichtung zu betrachten, die selbstverständlich da ist und ihre Aufgabe für die Gesellschaft erfüllt, sich aber weniger um individuelle Suchbewegungen kümmert. Das ändert sich langsam, und es muss sich noch stärker ändern. Vielen erscheint die Kirche immer noch als eine vormoderne Institution, die definieren will, wie die Menschen zu leben haben und wie die Gesellschaft aussehen soll. Stattdessen sollte die Kirche als offen und flexibel für die Fragen der Menschen und die Themen der Gesellschaft erlebt werden.

Die neue Zeit wird also in der Kirche noch nicht ausreichend wahrgenommen?

Die Kirche begegnet einer Situation, die sie seit langem nicht mehr gewohnt war. Im Grunde stehen wir heute der Alten Kirche näher als in früheren Jahrhunderten. Die Kirche ist eine Option unter vielen auf dem religiösen und weltanschaulichen Markt. Und es ist nicht zwingend nötig, mit ihr etwas zu tun zu haben. Die Kirche steht also vor der Herausforderung, deutlich zu machen, warum es sich lohnt, im Kontakt mit der christlichen Botschaft zu leben – und warum es sich dann auch lohnt, im Kontakt mit der Kirche zu sein.

Mit welchen Ansätzen und Strategien kann das gelingen?
Jedenfalls nicht mit einer aufgeregten Krisendiagnose. Wenn man den zurückgehenden Gottesdienstbesuch beklagt, sollte man sich vor Augen halten, dass er

protestantischerseits noch nie wirklich hoch war. Im 19. Jahrhundert lag er in den großen Städten schätzungsweise bei 1,5 Prozent der Kirchenmitglieder. Das ist weniger als die Hälfte von heute. Teilweise nimmt der Gottesdienstbesuch in manchen Bereichen ja sogar wieder zu, etwa bei besonderen Gottesdiensten zum Schulanfang. Das heißt doch, die Kirche wird vor allem zu bestimmten Anlässen und bei bestimmten Themen gesucht. Das scheint mir der Anknüpfungspunkt für die Zukunft zu sein.

Die Kirche sollte also Kirche bei Gelegenheit werden?

Sie muss akzeptieren, dass Menschen selber definieren, welches Verhältnis sie zur Kirche haben. Es gibt einen Prozentsatz von 10 bis 15 Prozent der Mitglieder, die Kerngemeinde, die regelmäßig im Kontakt zur Kirche leben. Alle anderen aber pflegen in ganz unterschiedlicher Intensität ihre Teilnahme und Mitwirkung.

In welcher Weise muss sich die Kirche denn verändern, um auch diesen anderen Menschen nahe zu kommen?

Ich glaube, dass es sinnvoll ist, die Dominanz der klassischen Ortsgemeinde aufzubrechen und in unterschiedlichen Formen Kirche zu leben. Das klassische Gemeindegemodell der Wohnortnähe hat Stärken, aber es birgt auch viele Schwierigkeiten. Die Gemeinde vor Ort denkt häufig nicht weiter als bis zu ihrer territorialen Grenze, die aber theologisch völlig willkürlich ist. Es entspricht ja nicht theologischer Einsicht, dass man Gemeinde nach Wohnort und Straßennamen definieren muss. Deswegen könnten flexible Formen von Gemeinde vielen Menschen helfen, neuen Kontakt zur Kirche zu finden.

Wie könnte das denn konkret aussehen?

Ich denke mir die Kirche von bestimmten Orten her, wo kirchliche Arbeit stattfindet. Das kann ein kirchlich genutzter Raum im Krankenhaus sein, ein Diakonisches Werk, eine Evangelische Akademie oder eine Frauenhilfe. Und ich stelle es mir so vor, dass an einem solchen Ort zwei, drei, vielleicht sogar vier Schwerpunkte kirchlicher Arbeit angeboten werden, damit sich unterschiedliche Menschen begegnen können. Auf diese Weise kann für eine größere Region beispielsweise Bildungsarbeit, Obdachlosenarbeit oder Jugendarbeit entwickelt werden. Gleichzeitig sollte die wohnortnahe Tradition der Orts-

gemeinde nicht aufgegeben werden. Man kann einen zweiten „vereinsähnlichen Bereich“ kirchlicher Arbeit aufbauen, so dass Menschen in der Kirche einen Raum für ihre Themen und Fragen finden.

Gemeinde im Nahbereich zu erleben, ist für viele das entscheidende Kriterium von Kirche. Geben Sie das mit Ihrem Modell nicht zu stark auf?

Die Ortsgemeinde kann Expertin des Nahbereichs sein, aber wir können darauf nicht mehr ausschließlich und einseitig setzen wie früher. Auch die Ortsgemeinde ist nur ein bestimmtes Modell von Kirche. Deswegen plädiere ich für eine plurale Kirche, die sich mit inhaltlichen Themen profiliert und die deutlich macht, was ihr Auftrag in der heutigen Zeit ist: die Kommunikation des Evangeliums. Diese Kommunikation muss so stattfinden, dass sie Menschen in ihren unterschiedlichen Lebensbezügen erreicht. Der Kommunikationsbegriff lehrt uns ja, dass es entscheidend ist, was bei den Menschen ankommt. Und es gibt eben viele Menschen, die von der traditionellen Ortsgemeinde nicht erreicht werden.

Heißt das, die Ortsgemeinde wird nicht mehr in ausreichender Weise dem theologischen Auftrag der Kirche gerecht?

Unser Auftrag heißt, möglichst vielen Menschen das Evangelium zu kommunizieren. Wenn wir dabei weiter nur auf die Ortsgemeinden setzen, begrenzen wir uns zu stark. Derzeit ist es häufig immer noch so, dass die Ortsgemeinde unhinterfragt die Kirche repräsentiert und sich alle nichtortsgemeindlichen Formen besonders rechtfertigen müssen, um zu zeigen, dass sie genauso Kirche sind. Das möchte ich gerne ändern und an alle kirchlichen Handlungsfelder die Frage richten, inwieweit sie die Kommunikation des Evangeliums betreiben. Die Kirche muss das Verhältnis zwischen ihren konkreten Handlungsfeldern und ihrem grundlegenden theologischen Auftrag neu reflektieren.

Die Kommunikation des Evangeliums sollte doch vor allem im sonntäglichen Gottesdienst erfolgen, der ja nach traditioneller theologischer Überzeugung die Mitte des kirchlichen Lebens ist. Welche Rolle spielt in Ihrem Modell von Kirche dieser Gottesdienst noch?

An jedem kirchlichen Ort sollte regelmäßig Gottesdienst gefeiert werden. Allerdings muss der agendarische

Gottesdienst nicht die dominante Form sein. Besondere Formate könnten den Gottesdienst stärker im Alltags-handeln der Kirche verankern. Mit einer theologischen Wertung des Gottesdienstes bin ich allerdings vorsichtig. Es ist nicht sicher, dass die Kommunikation des Evangeliums dort stärker erfolgt als in anderen Handlungsfeldern. Letztlich wirkt der Geist den Glauben, und der Geist weht, wo er will. Ich glaube, dass der Gottesdienst große Chancen hat, aber ob er mehr Chancen birgt als zum Beispiel die Jugendarbeit, können wir im Blick darauf, was dies für den einzelnen Menschen bewirkt, nicht beurteilen – wir müssen es Gott überlassen, welchen Weg er mit einem Menschen geht.

Viele Initiativen der Kirchen in jüngster Zeit sind geprägt von einer neuen volksmissionarischen Emphase. Teilweise gibt es auch die Vorstellung, „gegen den Trend“ wachsen zu können. Inwieweit ist Ihr Modell der kirchlichen Orte ebenfalls eine volksmissionarische Initiative?

Es kommt auf die Definition von Mission an. Ich halte es für möglich, dass kirchliche Orte Menschen für den Glauben gewinnen können. Es geht aber nicht darum, sie für die Kirche zu gewinnen. Ich glaube, dass die Kirche ihren Auftrag erfüllen soll, das Evangelium zu kommunizieren. Wir sollten aber respektieren, dass Menschen ihre eigenen religiösen Wege haben.

Die Kirche lebt aber auch durch ihre Mitglieder. Nur durch deren Solidarität und finanzielle Unterstützung kann sie die vielfältigen Möglichkeiten schaffen, um das Evangelium zu kommunizieren.

Die Kirche hat berechnete Eigeninteressen. Die müssen aber sauber von ihrem theologischen Auftrag getrennt werden. Beides hängt miteinander zusammen, weil Menschen der Kirche näher stehen, wenn sie eine Beziehung zum christlichen Glauben haben. Trotzdem wird mir das oft zu schnell in eins geworfen. Wenn die Kirche Mission betreibt, damit sie eine bessere finanzielle Grundlage hat, wird es theologisch fragwürdig. Ich würde das deutsche Kirchensteuersystem nicht ohne Not aufgeben, aber natürlich könnte die Kirche auch unter anderen Bedingungen leben. Es gibt jede Menge Länder, wo sie das tut.

Inwiefern müsste sich die Institution Kirche in Ihrem Modell der kirchlichen Orte verändern?

Die Institution Kirche steht dem Modell der kirchlichen Orte nicht grundsätzlich im Wege. Aber die kirchlichen

Orte sind eine Vision, für die sich strukturell, organisatorisch und rechtlich einiges ändern müsste. In den meisten Kirchenverfassungen werden die Ortsgemeinden ja als Grundlage der Kirche bezeichnet. Hier gibt es aber keine Regelungen, die theologisch unaufgebbar wären. Wir dürfen ja nicht nur vom bestehenden Recht her den Charakter der Kirche bestimmen.

Ein besonderer kirchlicher Ort ist der Kirchentag. Hier spielen vor allem die „Laien“ eine wichtige Rolle. Brauchen auch die Kirchen selber eine noch stärkere Beteiligung der Ehrenamtlichen und freiwillig Engagierten?

Es geht in der Tat auch hier um einen Perspektivwechsel. Wir können dabei an den Überlegungen zum Neuen Ehrenamt anknüpfen. Menschen sind dann bereit, sich ehrenamtlich zu engagieren, wenn die Bedingungen stimmen: wenn sie etwas in zeitlich begrenztem Rahmen gestalten, Verantwortung übernehmen und etwas Sinnvolles für sich und andere tun können. Das Entscheidende ist, dass Haupt- und Ehrenamtliche gemeinsam etwas entwickeln. Viele Gemeinden und kirchliche Einrichtungen stellen sich bereits auf den neuen Typus des Ehrenamtlichen ein.

In Ihrer theologischen Arbeit beschäftigen Sie sich auch mit Fragen der Verkündigung: „Bibliolog“ nennt sich Ihr Ansatz, andere sprechen von „dramaturgischer Homiletik“. Wie würden Sie denn mit diesem Ansatz einem religiös Unmusikalischen Weihnachten nahe bringen?

Ich denke an einen Stall-Gottesdienst am vierten Advent. Der Gottesdienst fand in einer Scheune auf einem Ferienbauernhof auf dem platten Lande in Schleswig-Holstein statt, wo man traditionell kaum zur Kirche geht. Die Scheune allerdings war voll, die Menschen erlebten die Kirche mitten in ihrer Lebenswirklichkeit. Dann wurden wir gebeten, uns in die Hirten hineinzuversetzen. Wir wurden gefragt, wie es auf dem Feld ist, und da wurde es lebendig: Den Hirten war kalt, sie fühlten sich ausgeschlossen, sie fanden ihre Lage ungerecht, aber sie waren nicht allein, sie hatten ein Feuer und eine Flasche Wein. In diese Situation hinein kam der Engel und verkündete seine Botschaft von der Geburt Jesu, die einerseits ganz unglaublich und andererseits ganz lebensnah war und die eigene Lebenswirklichkeit verwandelte. So gingen alle in der Scheune zur Krippe und erlebten Weihnachten.